

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

1916. * Nr. 27

Letzte Liebe!

Roman von J. Dalden.

1.

(Nachdruck verboten.)

Der Bürgermeister Manfred Luzius legte die Feder nieder und lehnte sich zurück in den Schreibessel. Er war fertig für heute. Die große Standuhr wies auf fünf. Es war die Stunde zu dem gewohnten Spaziergang am Nachmittag, über das Glacis zu dem östlichen Tor der alten Festungsstadt hinaus und zum westlichen wieder hinein.

Jetzt schlug auch die alte Turmuhr auf dem Rathaussturm die abgelaufene Stunde aus und die helle Dämmerung des zur Mitternacht gehenden Tages glitt in das große, behaglich ausgestattete Gemach. Der Schreibtisch stand neben dem breiten Fenster.

Man konnte die schmale Straße über schauen bis zum Marktplatz hinauf, der im Quadrat das Rathaus und das Gebäude der Kommandantur umschloß.

Der Charakter der Kleinstadt! Mit den schmalen Trottoirs, den halbbrecherischen Mauersteinen und einer Allee Kugellatzien, deren Wachstum nur mühsam vorwärts rückte. Der „Ring“ blieb eben wie er war, altmodisch, verdrosen jede Neuerung abwehrend, die man ihm aufzwingen wollte.

Die hochgiebeligen schmalen Häuser mit ihren Erkerfen, uraltten Laubengängen, ihren kleinen Schaufenstern sahen so ehrwürdig aus, sie paßten so gut zu dem ausgetretenen Pflaster, zu dem alten Torweg, der Rathaus und Kommandantur voneinander trennte. Aber draußen vor dem Städtchen, den Wällen entlang, da blühte der neue Stadtteil auf. Ganze Straßen bildeten sich

hson um die Anlagen, die das neue Kriegerdenkmal schmückten! Moderne Häuser mit breiten Fenstern, eingebauten Loggien, Erkern und Türmen und eleganten Vorgärten fand man da.

Fast alle Offiziere hatten dort draußen ihre Wohnung genommen, wie auch die vielen fortwährend wechselnden Beamtenfamilien. Bürgermeister Luzius hatte mit Stolz den Aufschwung der Stadt verfolgt. Fast ein Menschenleben hatte er hier verbracht! Seine drei Kinder waren hier in dem alten Haus geboren und groß geworden und die Erinnerung wob ihre bunten Bilder durch diese Räume, die jeglicher Bequemlichkeit der Bauart entbehrten.

Bergeblich hatte der Kreisausschuß ihn zu bewegen gesucht, seine Wohnung in den neuen Stadtteil, in eines der großen, schönen Häuser zu verlegen. Er blieb in dem alten Haus mit dem Ausblick in die schmale, düstere Straße, mit den niederen,

gemütlichen Bohnräumen.

Freilich, seine Frau und die Kinder wären gerne hinausgezogen in das Grün der Anlagen, aber ihre Wünsche verstummten vor dem Willensdes Vaters. Zug um Zug war dieser eine Herrscher natur, wie geschaffen zu der Stellung eines Stadtoberhauptes, der er seine ganze Kraft, seine besten Jahre geopfert hatte. — Erwachte, was er wollte!

Zielbewußt und zähe behauptete er die einmal gefasste Ansicht, — gerade der Widerstand reizte ihn, all seine ganze, glänzende Be-



Der Deutsche Kaiser läßt sich an der Westfront die Mannschaften einer Garde-Reservedivision, die sich in der Schlacht ausgezeichnet haben, vorstellen, um ihnen eigenhändig das Eisene Kreuz zu überreichen.

Hofphotograph G. Berger, Potsdam.

redsamkeit in einer Sitzung zur Geltung zu bringen. Seine besonnene Ruhe ließ ihn die Worte finden, jede noch so erregte Debatte zu ebnen, zu besänftigen. Ohne daß seine Gegner es gewahr wurden, wand er ihnen spielend das Heft aus der Hand, um dann plötzlich mit dem diktatorischen: „Ich will!“ den Schluß

punkt zu machen. Sein Beruf ging diesem Manne über alles. — Er wollte alles fördern, alles heben nach jeder Richtung hin. Er arbeitete für alle. Und er kannte sie alle. Den kleinen Mann, der mühselig sich durchquälte durch die schlechten Zeiten, unter Nöten und Sorgen die Kinder groß zog, am allerbesten. Er griff ein, wenn es Zeit war, er half mit der Tat.

Diese alle kannten ihn, sie liebten ihn, sie legten alles vertrauensvoll in seine Hand, er würde ihr Recht schon vertreten. Vielleicht darum, weil er denen allen menschlich nahe stand, den Armen, den kleinen Leuten, weil ihr Interesse zu wahren immer sein Augenmerk war, vielleicht blühte darum sein Lebensglück so hell. Die Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, hatten ihm immer nur Freude gemacht. Die Älteste, Lona, war bereits seit drei Jahren verheiratet an einen praktischen Arzt in Wehlau, der Sohn Manfred, das Ebenbild der blonden Mutter, hatte die Referendarsprüfung mit „gut“ bestanden und büffelte auf den Assessor los. Ihm galten seine Gedanken. Wenn er den Sohn bereinigt zum Nachfolger haben würde!

Wenn dieser das Werk weiter fördern würde in seinem Sinn! Wenn wieder ein halbes Menschenleben dahin fließen würde, wo hier ein Luzius das Szepter als Bürgermeister in der Hand hielt! Das war dieses Mannes stolzester Traum!

Bersonnen lächelte er vor sich hin.

Leuchtende, glänzende Träume stiegen vor ihm auf.

Wenn er das noch erlebte! Daß der Sohn an seine Stelle trat!

Abermals ein Manfred Luzius! Draußen in der Vorstadt würde er wohnen, sich sein Haus bereiten, das zu Ende führen, was der Vater mit starker Hand für ihn begonnen! Ganz in dessen Sinne, in dessen Geiste, nach dessen Willen, dem sich der wilde, tropische Knabe so widerstrebend nur gefügt hatte.

Aber doch gefügt!

Immer war sein Wille durchgedrungen, zäh und beharrlich!

Das hatte der Knabe Manfred durchkostet oft und oft! Unbarmherzig hatte ihn der Vater gezüchtigt, wenn er vergessen hatte, die Aufgaben zu lernen. Bei Wasser und Brot hatte er sitzen müssen, wenn einmal ein Jüngensstreich zu Ohren des Vaters kam.

„Der Vater kommt!“ — es lag kein Jubel in diesen Worten, sie machten vielmehr dem jauchzenden Spiel der Kinder ein plötzliches Ende, das sie draußen auf der Diele des alten Hauses getrieben hatten. Sie verkrochen sich in das Kinderzimmer, die kleinen Mädchen strichen plättend über ihr Haar und der Junge blüßte eifrig an seinem Zinfingerring.

Wehe, wenn der Vater sah, daß die kleinen Hände nicht sauber waren bei Tisch! — Und in dem großen Wohnzimmer stand die Mutter und ihr ängstlicher Blick überflog den gedeckten Tisch.

Fehlte auch nichts?

Die Minna war beim Dedeln oft so zerstreut! Und ob Lina auch den Braten nicht verbrennen ließ, derweil man die Suppe aß?

Wenn es ihm gut schmeckte, war er auch gut gelaunt, vorausgesetzt, daß er in der Sitzung keinen Ärger gehabt hatte. Vorausgesetzt! In diesem Wort lag alles! Kam er mit einer Falte auf der hohen Stirn zu Tisch, dann wußte Frau Luzius, daß das Essen nicht einwandfrei verlaufen würde.

Sie wußte auch, daß er dann geradezu nach einem Anlaß suchte, den häuslichen Frieden zu stören, um dem in ihm kochenden Ärger Luft zu schaffen.

Sie hatte sehr jung geheiratet. Die Hilflosigkeit, mit der sie den Zornesausbrüchen des Mannes gegenüberstand, der sie, wenn er gut gelaunt war, mit Güte verwöhnte, machte sie ihm gegenüber zur unterwürfigen Sklavin. Als dann die Kinder größer wurden, als sie einsehen mußte, welche unwürdige Rolle ihr, der Hausfrau und Gattin, als Spielball der jähzornigen Launen des Vaters zuertheilt war, öffnete er die Hände nicht mehr, die ihre Fesseln hielten, im Gegenteil, er trat noch rücksichtsloser gegen sie vor, bis aus dem lebenslustigen, jungen Frauengemüt eine stille Gefährtin ihm wurde, eine jener Frauen, die geduldet im Joch gehen, die rastlos schaffen, arbeiten, Kinder erziehen und keine eigenen Gedanken mehr haben, ihre Eigenart langsam ersticken sehen an der Herrschernatur des Mannes.

Die eitle Selbstgefälligkeit, mit der er sich den Königsthron in seinem Haus erbaute, machten ihn blind gegen die Risse und Löcher, die dieser Bau mit der Zeit aufweisen mußte!

Der zähe Kitt, gemengt aus völligem Verstehen, aus gegenständlichem unbegrenztem Vertrauen, der unlöslich die Bausteine des Hauses zusammenhalten soll, der fehlte dieser Ehe! —

Die Frau war bemüht, die Unarten der Kinder zu beschönigen, zu verdecken wie und wo es nur anging. Heimlichkeiten woben wirpernd und flüsternd in dem alten Haus von Manfred Luzius, dessen gewundene Eichtreppe er so selbstzufrieden jeden Tag hinauf und hinab stieg.

Überlegen lächelnd hörte er diesem und jenem Klatsch zu, der beim Frühstückstisch zum besten gegeben wurde. Da und dort

unter den Bekannten gab es Mißheftigkeiten genug, die den Hausfrieden bedrohten. Und endlich die Frauen, die ewig klagten, ewig nörgelten! Die das Haushalten nicht recht verstanden und beständig klagten, wenn man arbeitsmüde nach Hause kam. Dann wieder solche, die sich mit der Frauenfrage beschäftigten und mit endlosen Sitzungen und Wohltätigkeitszwecken ihre Zeit ausfüllten, bei denen die eigene Häuslichkeit gänzlich Nebensache war. Ja warum duldeten diese Männer dies? Warum hatten sie nicht gleich ihm mit eiserner Energie die Frau sich erzogen?

Sein Haushaltungsrad lief doch immer gleichmäßig, wie eine gut geölte Maschine! Nie wurde eine Zulage Haushaltungsgehalt verlangt! Immer zur rechten Zeit waren die drei Kinder am Tisch und eine einmal gerügte Unart wiederholte sich nie!

Eine wohlthuende Stille herrschte in seinem Haus, eine behagliche Ruhe, pünktlich auf die Minute stand das Essen auf dem Tisch.

Manchmal glitt seine große, wohlgepflegte Hand beinahe gönnerhaft freundlich über den glatten, blonden Scheitel der Frau, die stets so gelassen, so ruhig ihm Rede stand, die mit gleichmäßiger Freundlichkeit ihm immer begegnete.

„Hausbienden!“ pflegte er sie zu nennen, wenn er den Küchengeruch an ihren Kleidern wahrnahm, und es lag etwas Spöttisches in dem Lächeln, mit dem er sich dann in sein Arbeitszimmer begab, in den schönen, harmonischen Raum, der gegen die übrigen Wohnräume so gewaltig abstach!

Hier war seine Welt! Von allen Reizen hatte er sich Andenken mitgebracht in Gestalt von Gemälden und Bronzen, Kissen und Decken und kostbaren Kleinigkeiten.

Er liebte es, hier seinen Kaffee zu trinken und eine gute Zigarre zu rauchen. Oft, wenn er in dem behaglichen Sessel mehr lag als saß, den blauen Dampfswölken nachschauend, war ihm bei wacher Träumerei der Kaffee erkaltet. Gar zu lebhaft hatte er dann ein Idiom ausgesponnen oder die Gedanken den Weg entlang geschickt, der hinter ihm lag — so wie heute.

Er konnte und wollte es sich nicht eingestehen, daß ihn eben jetzt wieder eine nörgelnde Unzufriedenheit gepackt hielt, wie so oft schon, wenn er den Schluß zog von seinem Lebensexempel. Es stimmte doch alles, alles! Selbst Manfred hatte den glühenden Wunsch, Soldat zu werden, geopfert, um sich dem Willen des Vaters zu fügen und Jurisprudenz zu studieren.

Lona, seine Älteste, war gut und glücklich verheiratet und die knospende Schönheit der Jüngsten webte wie ein flirrender Sonnenstrahl durch das Haus.

Und doch! So still und leer wie das Haus ihm heut erschien, so ohne Widerklang war auch sein Inneres.

Seltam! — Was die Frühlingsluft für drollige Gedanken zeitigte! Ihm dünkte die Stille des traulichen Raumes plötzlich unerträglich. — Die Tür öffnend, schritt er durch den ungeheizten Salon, der mit seinen altmodischen Möbeln und vergilbten Spiegeln immer einen so frostigen, unwohligen Eindruck machte, hinüber nach dem Wohnzimmer, wo der Tisch zum Abendbrot bereits gedeckt war.

An einem der drei Fenster saß Frau Luzius bei einer Häkelarbeit. Das große niedere Zimmer lag im Dämmern.

Ungemein traut und behaglich wirkte der Raum mit seinen schlichten, weißen Gardinen, dem wuchtigen Büffet aus dunklem Holz, den altväterischen Schränkchen, dem großen, runden Tisch, der das helle Tafeltuch und drei Bedede trug.

Der Blick der Frau glitt nach der großen Standuhr, ehe er etwas erstaunt den Eingetretenen streifte. „Schon zurück, Luzius?“

— fragte sie gedehnt und legte die Handarbeit aus der Hand.

„Ich komme dir zu früh? Wie?“ — Er lächelte und nahm spielend das Garnknäuel in seine große Hand. „Nämlich, ich war noch gar nicht fort, mußt du wissen! Ich gehe jetzt erst und ihr sollt mich begleiten, du und Lilia! Ihr hockt mir zu viel in der Stube. Der Abend ist wundervoll! Wir wollen über die Wälle gehen, da treiben schon grüne Knospen.“

„Was dir nur einfällt, Luzius. Das hättest du mich früher wissen lassen müssen. Heute, wo wir die große Wäsche haben, ich bitte dich!“

„Um eine Ausrede bist du nie verlegen. Wäsche! Ihr wachst immer, dann seid ihr glücklich!“ Ein spöttisches Lächeln glitt über sein kluges Gesicht. „Also du kannst nicht fort von deinem Wäschetisch, gut. Aber Lilia, die begleitet mich“, bemerkte er herrlich. „Wo ist das Mädel?“

„Spazieren!“ bemerkte die Frau lakonisch.

„Natürlich! Wie viel Nachmittage irrlichtert sie so herum. Man sieht sie überhaupt kaum noch!“

Die Frau schwieg, fest schlossen sich ihre schmalen Lippen. Wenn er so anfang in diesem heftigen, polternden Ton, widelte sie sich völlig in gleichgültiges Schweigen. Das war in alle den Jahren ihre einzige und sicherste Waffe gewesen. An dieser eisernen Ruhe prallte sein Jähzorn ab, verführte er gleichsam.

Er sah nach der Uhr.

„Na, gut so! Ich gehe zum Stat, ihr könnt ohne mich essen!“

Schmetternd fiel die Tür hinter ihm zu.

Frau Luzius sah nachdenklich die Straße hinab, sie nahm die Arbeit nicht wieder auf. Sie wußte nicht, wo die Tochter eigentlich war diesen ganzen, langen Nachmittag. Nur ganz flüchtig hatte Lilia nach dem Kaffee ihr blühendes Gesichtchen durch den Türspalt gesteckt mit einem zärtlichen: „Adieu, Mutti! Ich gehe ein wenig mit der Lotte spazieren!“

Sie hatte gerade die Seife herausgegeben, die zweite Portion, und mit der Minna über den starken Verbrauch gezankt. Gar keine Zeit hatte sie gehabt zum Fragen.

Ein Lächeln glitt über das Gesicht der Frau, sie grüßte und winkte in die schmale Straße hinab. Ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen schritt eifend und leichtfüßig das schmale Trottoir entlang. Einen langen, losen Mantel trug sie aus hellem, silberfarbenen Tuch und einen großen, schwarzen Hut mit hochgeschlagener Krempe. Er paßte zu dem blühenden jungen Mädchen-Gesicht, das frisch und lächelnd sich jetzt dem Fenster zuwandte.

Wie reizend sie war, ihre Lilia! Wie schlant und fein!

Sie lächelte versonnen, als draußen die Vortürglode anschlug. „Tag, Mutti!“ Lilia trat in das Zimmer und sich niederbeugend schmiegte sie die rosige Wange an die der Mutter.

„Bist du Vater begegnet?“

„Nein, Mutti!“ es klang erstaunt und erschrocken zugleich.

„Er wollte dich mitnehmen zu einem Spaziergang!“

„Wie sonderbar! Vater geht doch immer allein!“ sagte das Mädchen und nahm mit vertrautem Lächeln den großen Hut ab.

„Du warst lang fort, Kind!“ begann Frau Luzius klagend. Und den schönen, teuren Mantel hast du angezogen bei dem unsicheren Wetter! Wenn es geregnet hätte, wäre er hingewesen. . .“

„Wie wird es regnen an solchem Tag!“ — Es lag etwas so Jubelndes in dem Lachen, das des Mädchens Lippen öffnete. Behutsam nahm sie den Mantel von ihren Schultern. Sie wußte, wie gut das faltige, helle Tuch ihre binsenschlanke Gestalt kleidete und lieblosend glitt ihr Blick darüber hin.

„Eile dich, Lilia! Wir essen heut allein, Vater ging zum Stat!“

„Mutti, süßes! Dann laß mir meinen Eiertuchen baden mit Schinken, ach bitte!“ — Trällernd lief sie hinüber in das Schlafzimmer und hing den Mantel in den Spiegelschrank.

Als sie den Schlüssel im Schloß umdrehte, streifte ihr Blick das klare Glas. Wie die Augen ihr leuchteten! Wie von Tränen!

Denn heute hatte sie Abschied genommen von Hans Lassen, dessen heimliche Braut sie war, nun beinahe ein halbes Jahr!

Auf dem letzten Kabinoball hatte sie den jungen Offizier kennen gelernt und im Faschingsjubil hatten sie sich verlobt.

Erst heimlich, denn Lilia fürchtete nicht mit Unrecht das Einverständnis des strengen Vaters.

Leutnant Lassen besaß kein Vermögen und das kleine Erbteil, das ihr später gehörte, reichte noch lange nicht aus, die nötige Kaution bei der Heirat mit einem Offizier zu decken.

Lilia war ein Kind des Augenblids! Sie nahm, was der Tag ihr bot, sie war ja noch so jung, wozu sich Sorgen machen! Vielleicht gewann der Hans in der Lotterie oder der Onkel in Amerika setzte ihn zum alleinigen Erben ein. Sie trafen sich da und dort. Im Winter in den Gesellschaften, auf der Eisbahn, im Frühling beim Tennisspiel oder auf der Promenade am Glacis.

Dort hatten sie auch heut Abschied genommen; denn man hatte den jungen befähigten Offizier in das detachierte Bataillon des Regiments versetzt. Man hatte gedacht, ihm durch diese Versetzung eine Freude zu machen; denn er war beliebt bei den Vorgesetzten, als tüchtig und fleißig, ja, als fast zu ernst und verschlossen für die Jugend seiner Jahre.

Aber das lag so in ihm! — Sein Vater war auch Soldat gewesen und hatte dem Sohn nicht viel hinterlassen können an irdischen Gütern, als er als Major einer Influenza erlag. Ein kleiner Bub von zehn Jahren war er damals gewesen und das Glück und der Sonnenschein seiner armen, traurigen Mutter.

„Wenn ich erst groß bin, Mutter, dann sollst du es gut kriegen, wart' nur!“ — Wie oft hatte er so gesprochen. Nun war er längst „groß“ und doch hatte er noch gar nichts, so gar nichts für die Mutter tun können. Im Gegenteil, seinetwegen sparte und geizte sie und gönnte sich nichts.

Aber ihr Erstagnen dann, wenn er Weihnachten zu Besuch kam und mit ihm all die guten Dinge, die sie scheltend und strahlend auspackte aus der großen Kiste.

Stärkenden Wein und eine Gänseleber-Pastete und allerlei so kleine Vederbissen, die ihnen die Feiertage versüßten! Einmal hatte er ihr einen schönen, warmen Wintermantel geschenkt, das andere Mal ein feines Pelzwerk und sie hatte ganz ängstlich gefragt: „Hansi, mein Junge, ist es denn auch bezahlt?“

Natürlich war es bezahlt! Schulden, nur das nicht!

Lieber das billigste Essen aus der Kantine holen lassen oder auch mal hungrig in die Klappe kriechen! Was tat das? —

Und nun war er verlobt, richtig und regelrecht mit dem süßesten Mädchen der ganzen Stadt! Es war das erste Geheimnis, was er haben mußte vor der Mutter. — Aber Lilia wollte es so!

Viel lieber hätte er schon heut der Heimlichkeit ein Ende gemacht! Mit dem ganzen Mut seiner ehrlichen tiefen Liebe hätte er vor den Bürgermeister Luzius treten mögen, je eher je lieber, und ihn bitten um Lillas Hand. Was konnte er gegen ihn einzuwenden haben? Sie waren beide jung und konnten doch warten bis zum Hauptmann! Wie viele taten das! — Aber immer wieder erlag er dem Zauber von Lillas Bitten, die Verlobung vorläufig noch geheim zu halten, wenigstens bis zu ihrem Geburtstag, wo sie zwanzig Jahre alt würde.

Heut hatten sie sich noch einmal gesehen und gesprochen, zum letztenmal für lange Zeit! Wie schwer war ihm ums Herz geworden! Während er jetzt den letzten Gruß ihr schrieb in der Stille seiner Wohnung, wo es schon so ungemütlich aussah, so leer, so öde, während ihm selbst so namenlos traurig zumut war, saß Lilia in ihrem reizenden Wohnzimmer vor dem Flügel und die Tonwelken der „lustigen Witwe“ füllten jauchzend und jubelnd das Haus.

2.

Referendar Manfred Luzius war der Gegenpart seines Vaters im Äußeren; nur den starken Eigenwillen, die herrische und jähzornige Art hatte der Vater ihm vererbt. Aber dies alles trat in dem hübschen Gesicht nur wenig hervor; übermütiger Frohsinn und sorglose Lebensfreude lachten ihm noch aus den blauen Augen, er war gewohnt, von Jugend auf alles mit Gleichmut an sich herantreten zu lassen. Die reichliche Zulage, die er von zu Haus bekam, ermöglichte ihm ein elegantes Auftreten und die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Wesens öffnete ihm schnell den Kreis jüngerer Amtsgenossen.

Manfred Luzius mit seinem heiteren Temperament, seinem schlagenden Wit, seinem unverwundlichen Humor, war schneller, als er gedacht, der erklärte Günstling der Kirchberger Gesellschaft.

Er ordnete im Winter die Tanzfeste, die Schlittenpartien, im Sommer Gartenfeste und Picknicks, und seine Wohltätigkeitsvorstellung wäre vollendet gewesen ohne seine Mitwirkung. — In vollen Zügen genoss er seine Freiheit, seine Jugend. Was kümmerten ihn die nörgelnden Briefe des Vaters, doch endlich an das nahende Assessor-Examen zu denken und ernstlich zu arbeiten.

Das hatte noch Zeit, das Examen!

Allen den kleinen Mädchen im Städtchen verdröhte er den Kopf. Mal gab er den Blondinen, mal den Brünetten den Vorzug. Das wechselte in seinem beweglichen Herzen wie ein Kaleidoskop, bis der neue Oberförster, ein Herr Elten, das Forsthaus draußen vor der Stadt bezog und eines Tages bei den „Spitzen“ der Stadt mit Frau und zwei Töchtern seine Besuche abgefahren hatte. Beim Präsidentenball hatte er Erna Elten, die jüngere der beiden Töchter, zuerst gesehen. Sie war eine entzückende Erscheinung, zierlich und graziös im Wuchs, mit einem runden, blassen Gesicht, in dem zwei dunkle Augen ganz eigenartig wirkten gegen das hochgebaute goldblonde Haar.

Regelrecht verliebt hatte er sich, der hübsche, blonde Manfred Luzius. Keinen anderen Gedanken hatte er mehr als den an die kleine Erna Elten draußen im Forsthaus.

Und sie, sie schien es nicht einmal zu bemerken, kaum ihn zu beachten. Mit spöttischem Lächeln reichte sie ihm die Tanzkarte, die von oben bis unten beschrieben war, und er mußte sich mit Extratouren begnügen.

Das ihm! Der doch nur ihretwegen das Fest so reizend angeordnet hatte. Und wie sie den kleinen Karsten begünstigte! Diesen schlappen Kerl, der nicht einmal Reserve-Offizier war, aber ein Mittergut zu vergeben hatte. Man sprach davon, er würde sich demnächst verloben und natürlich mit der kleinen Elten! Er war außer sich, als ihm in dem Theaterstück, darin er auftrat, als Partnerin die Präsidententochter zuerteilt wurde, während Erna Elten und Karsten in einem anderen Stück zusammen spielten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wiedersehen.

Erzählt von A. Andersen. (Clara Priefs). (Nachdruck verb.)

Ich hatte Note-Kreuz-Dienst auf dem Bahnhof. Die Durchfahrt eines größeren Truppentransportes war angemeldet, und wir sollten für die Verpflegung mit Kaffee und Butterbrot sorgen. Das bedeutete ein gut Teil Vorbereitungen und Arbeit, und ich war gerade heute beruflich verhindert, frühzeitig mit Hand anzulegen, und konnte erst in der letzten Viertelstunde kommen. Aber meine Hilfskräfte waren gut geschult und im Wind und Wetter in der zugigen Bahnhofshalle abgehärtet. Vor allem wußte ich, daß ich mich auf Hedwig Hartmann verlassen konnte,

die mich auch heute, wie jedesmal, wenn's not tat, bei den Vorbereitungen vertreten wollte.

Ich hatte mich nicht verrechnet. Als ich am Nachmittag müde und atemlos ankam, war alles bereit: die langen Holztische auf dem Bahnsteig aufgestellt und sauber abgeschauert und gedeckt, unendliche Mengen Butterbrote auf großen Platten appetitlich angeordnet, und der Kaffee kochend heiß fertig in dem Riesenkessel, der auf dem Mittelstisch seinen Platz hatte. Mächtige Frühlingssträuße von Näpchen, Tazetten und Tulpen waren als Hedwigs Liebesgabe aufgestellt. Das Beste und Liebste war aber Hedwig selbst, wie sie mir jung und hell in der großen, weißen Armeischürze entgegenkam. Ihre schweren blonden Zöpfe steckten unter der kleinen Rote-Kreuz-Haube, aber ihre krausen Haare fanden irgendwie immer Mittel und Wege, wie ein kleiner Heiligenschein um das klare Jungmädchen Gesicht zu leuchten.

Wir wechselten Gruß und Blick und verstanden uns einmal wieder gleich. Die anderen jungen Mädchen standen mir ferner, waren zum Teil unfähiger und langsamer. Es hatte sich ganz von selbst gemacht, daß Hedwig mein „Adjutant“ geworden war. Damals, als die Stürme der ersten Kriegszeit uns umbrausten und wir ihnen fassungs- und hilfloser als heute gegenüberstanden, war das junge Mädchen eines Abends zu mir, der Älteren und Fremden, gekommen, wie ein Mensch in solchen Tagen zu einem andern kommt — suchend und vertrauend.

„Ich muß Arbeit haben“, hatte Hedwig damals gesagt. „Mein einziger Bruder ist bei Namur gefallen, und mein Vater steht

als Major bei Verdun. Bei Kriegsausbruch war ich zu Besuch bei Freunden in Schottland. Meine Mutter ist damals krank geworden vor Sorge um mich, und jetzt, nachdem Tode meines Bruders, kann sie all die Sorgen und Not nicht erwinden und will mich nicht im Lazarett pflegen lassen aus Furcht, daß ich mir da irgendeine Ansteckung hole. Aber Arbeit, Arbeit für andere muß ich haben. — Und stundenweise kann Mutter mich ganz gut entbehren. Darf ich Ihnen am Bahnhof helfen?“ — Nun waren wir bei der Arbeit längst gute Freunde geworden, und ich nannte sie auf ihren Wunsch beim Vornamen. Ihr praktischer Blick und ihre flinken Hände waren mir viel wert gewesen und hatten geholfen, in dem alten, im-

bequemen Bahnhofe alles möglichst bequem und ordentlich für unsere Arbeit einzurichten. — Jetzt standen wir beide neben dem riesigen Kaffeekeffel, bereit, aus seinen jungen Mädchen zur Verteilung weiterzugeben.

Jetzt hielt der Zug, und feldgrau sprang's lachend heraus, staubig und heiß, in Uniformen, die vom Leben in den nassen Schützengräben an der Westfront erzählten — jung und frisch, Not und Tod zum Trutz, und bereit zu neuen Gefahren, neuen Abenteuern im Osten. Ich sah das alles mit einem frohen Blick, dann nahm mich meine Arbeit, das Füllen der Tassen für die Durstigen, ganz in Anspruch. — Aber irgend etwas klappte heute nicht, — neben mir wurde nicht ruhig und sicher in demselben Tempo gearbeitet, — es drängte und stobte dort, wo Hedwig einschenken sollte. Als ich erstaunt und mißbilligend hinblidete, sah ich, daß Hedwig ihre

Arbeit und den Kaffeekeffel ganz vergessen hatte. Sie beugte sich über den Holztisch, vor ihr stand ein langer Feldgrauer, der ihre beiden Hände fest in den seinen hielt. So sahen sich die beiden in die Augen, als ob es gar nichts anderes auf der Welt zu tun gäbe, unbekümmert um alles Drängen, Fordern, Reden um sich her.

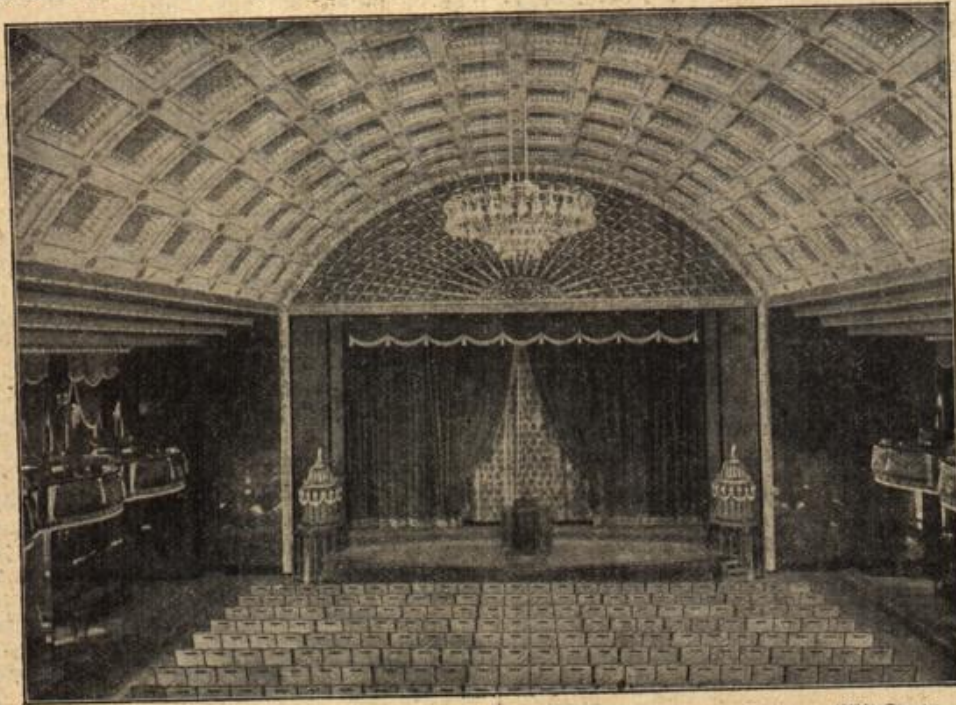
Ich gab einem jungen Mädchen, das eben die Tassen bei mir weiterreichte, einen Wink: „Hedwig scheint einen Bekannten getroffen zu haben. Sie müssen sie vertreten, — ich will schon allein hier fertig werden.“ Dann schlugen die Wogen der kaffeefordernden Feldgrauen über mir zusammen.

Als der erste Sturm vorüber war und ich Zeit fand, mich um-

zusehen, stand Hedwig mit dem langen Feldgrauen seitwärts an einem Gasseiler. Und wieder waren die beiden für sich allein in all diesem Menschengetriebe. Man ließ sie in Ruh. Jeder schien ihnen das bißchen junges Glück zu gönnen.

Dann kam das Kommando zum Einsteigen. Ich sah Hedwig an unseren Tisch kommen und von den Frühlingsblumen die schönsten nehmen. Sie sah mich nicht an, — es war, als ob sie in

einer andern Welt lebte. Dann stand sie vor dem Wagen und schmückte ihrem feldgrauen Freund Brust und Helm mit Narzissen. Und er lehnte weit aus dem Fenster, und die Blide und Hände der beiden ließen sich nicht los, bis der Zug langsam aus der Halle rollte. Dann war's, als ob Hedwig aufwachte. Sie strich



Der große Konzert- und Bühnensaal im Kurhausneubau in Baden-Baden. (Mit Text.)



Aus den Kämpfen bei Verdun: Deutsche Sturmtruppen mit den neuen Stahlshühnchen.

aus den Kämpfen bei Verdun: Deutsche Sturmtruppen mit den neuen Stahlshühnchen.



Vom Schauplatz der irischen Befreiungskämpfe:

Eine durch englische Artillerie zusammengeschossene Barricade in der Liffeystraße in Dublin. Die Barricade bestand aus Wagen der Elektrischen Straßenbahn.

sich mit der Hand das Kraushaar aus der Stirn und kam zu mir, rot und verlegen und mit einem langsam verlöschenden Freudenleuchten in den Augen. „Verzeihen Sie, daß ich heute nicht geholfen habe“, sagte sie. „Aber ich konnte nicht. Ich will Ihnen nachher erzählen, warum ich alles andere vergaß. Erst will ich tüchtig helfen und gutmachen, was ich verbummelt habe.“

Sie griff mit flinken, geschulten Händen zu, sammelte das gebrauchte Geschirr, wusch Tassen und Teller ab und stiftete Sauberkeit und Ordnung, als ob nichts sie in der Arbeit gestört hätte.

Am Abend gingen wir beide miteinander heim. Sie nahm meinen Arm und führte mich den Um-

Ftrittbrettern.—
Die Schaffner



Wirtl. Geheimrat Professor Dr. Emil v. Behring. (Mit Text.)

weg am Kanal entlang, wo

nicht mitnehmen wollte. Wir mußten die Nacht auf Deck bleiben, — da hat er Wache bei mir gehalten und mich mit seinem Über-



General Paolo Morrone,
der neue italienische Kriegsminister.

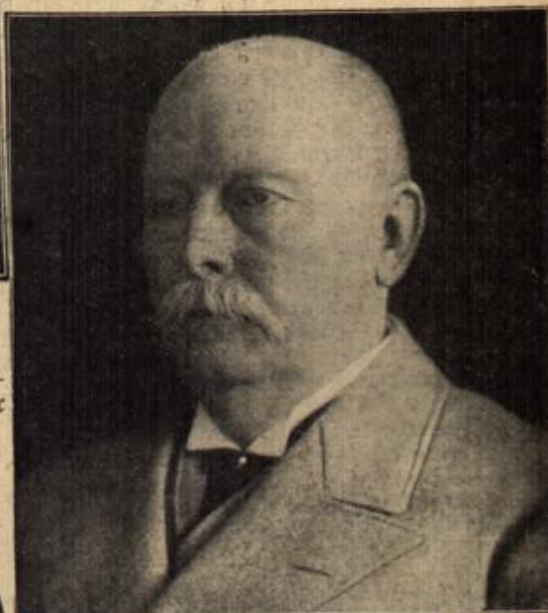
man ruhig ein Wort miteinander reden konnte. Hier erzählte sie mir ihres jungen Lebens Schicksal.

„Sie wissen, daß ich bei Ausbruch des Kriegs in Schottland war. Die Kriegserklärung Rußlands und Frankreichs trieb mich heim; ich wußte, daß der Abschied von Vater und Bruder dort auf mich wartete. Ich fuhr die Nacht durch, südwärts nach London, in der Hoffnung, dort Schiffsgelegenheit zur Heimreise zu finden.“

Unterwegs merkte ich, daß auch Englands Kriegserklärung drohend über uns hing, — man versicherte mir, daß keine Möglichkeit zur Heim-

reise mehr sei. Nach der Ankunft in London nahm ich mir ein Auto und jagte nach der Victoria-Station, immer in bestemmender Angst, nicht heim zu können. Hier stand ein Zug zur Abfahrt bereit, der die abreisenden Deutschen auf ein holländisches Schiff bringen sollte, es wurde versichert, daß dies die letzte Gelegenheit sei, London ungehindert zu verlassen.

Aber der Zug war gänzlich überfüllt, — weinende Frauen und deutsche Reservisten, die zu allem fähig schienen, um das Vaterland zu erreichen, drängten sich auf dem Bahnsteig und



Staatssekretär des Innern Dr. Clemens Delbrück.
(Mit Text.)

schlossen die Türen und drängten zurück — es schien keine Möglichkeit mehr, Platz zu finden.

Da hob mich ein deutscher Student — er war aus Cambridge geflohen und wollte als Kriegsfreiwilliger eintreten, — im letzten Augenblick zu sich in den schon fahrenden Zug. All mein Gepäc ließ ich leichten Herzens zurück, — nur dankbar, heimzukommen. Er gab mir seinen Platz, teilte sein Brot mit mir, erlämpfte mir einen Platz auf dem schon überfüllten Schiff, das mich ohne einen Ausweis und Fahrchein



Schwieriger Transport von Gebirgseschützen in den Tiroler Alpen.

roht zugebedt. So viel hat er für mich getan, daß ich's nimmer vergessen und gut machen kann.

Am andern Morgen, nach der Ankunft in Holland, war ich frischer und konnte ihm helfen, — denn er hatte Kraft, auch noch für viele andere zu sorgen, die Frauen und Kinder zu trösten und ihnen zu sagen, daß sie die Hiobsposten der Zeitungen nicht glauben sollten. Er zeigte mir, wie man an Deutschland glauben muß, und machte mir alle Not und Angst der Reise zu einem Glüd. Und dann erlebten wir den nie vergessenen Jubel, als wir nach Deutschland kamen und unser Volk aufrecht in Wehr und Waffen sahen und unser Glaube zum stolzen Vertrauen wurde. In Osnabrück mußten wir uns trennen. Er fuhr südwärts in seine Heimat, um sofort dort als Kriegsfreiwilliger einzutreten, — ich fuhr zu meiner Mutter und fand sie krank vom Abschied von Mann und Sohn und von der Sorge um mich.

Seitdem hab' ich Zeit genug gehabt, an meinen Reisekameraden zu denken, — und wie ein Licht im Dunkeln ist dies Denken bei mir gewesen. Wir hatten uns mit einem „Auf Wiedersehen“ getrennt, — aber wir wußten so wenig voneinander, und er wagte mir nicht zu schreiben. Der Tod nahm mir den Bruder, und ich wußte nicht, ob er mir nicht auch den Reisekameraden für immer genommen hatte. — Da steht er heute vor mir und faßt meine Hände, und es war, als ob wir ganz einfach zueinander gehörten.

Und nun werden wir uns schreiben, — ein königlich Geschenk ist diese halbe Stunde für uns gewesen. Sie wird uns Kraft und Mut geben, — bis zu einem andern Wiedersehen.“

Als Hedwig sich an ihrer Haustür von mir trennte, konnte ich ihr nur kumm und warm die Hand drücken. In ihren jungen Augen war so viel Kraft, so viel Glaube, daß man mit ihr glauben und hoffen mußte.

Still ging ich durch den Frühlingsabend hin. Seitdem trag' ich das Schicksal der beiden jungen Menschen auf betedem Herzen. Bringt ihnen der Friede ihr Wiedersehen, — oder läßt der Krieg auch dies Stüdlein Menschenglüd in Blut und Tränen ausfliegen?

Altes und Neues vom Licht- und Sonnenbadkultus.

Von A. W. J. Kahle. (Nachdruck verboten.)

Durch die Einwirkung des Sonnenlichtes wird der ganze Stoffwechsel unseres Körpers gesteigert. Eine der wichtigsten Ercheinungen dieses Stoffwechsels ist die Atmung. Durch die Lungen wird Kohlensäure ausgeschieden und dafür Sauerstoff ins Blut aufgenommen. Die Sauerstoffaufnahme ist in der Sonne erhöht. Die atmosphärische Luft, das feinste und unentbehrlichste Nahrungsmittel des organischen Lebens, zieht nicht nur durch die Lungen, sondern auch durch die Millionen feinsten Gefäße der Haut ein. Bräunt sich unsere Haut in der Sonne, so ist es eine Folge der Anlockung des Blutes durch das Licht. Dadurch, daß mehr Blut durch die Haut strömt, wird auch mehr Blutfarbstoff, der die Haut dunkel färbt, in ihr abgelagert. — Unsere Sonnensehnsucht erhält Befriedigung nur durch die Sonnenbäder. Die Anschauung, daß allein durch Wäschewechsel und Reinigung der Hüllen der Körperdunst zu beseitigen wäre, bleibt irrig. Luftatmung und Luftbestrahlung müssen die Regel bleiben und keine Ausnahme. Während und nach dem Luftbad ergreift uns ein unaussprechliches Wohlgefühl. Beginnen kann man mit häuslichen Luftbädern am besten auf umfriedetem Altan. Diese Luft- und Sonnenbäder beruhigen wunderbar die Nerven*) und stärken die Herzkraft. Nach und nach wird man auch die Sonne ertragen lernen. Man fühlt sich luftbadend bald wärmer als in Kleidern. Auch das Nachschlafen läßt sich zum größten Segen für die Gesundheit durchführen. Meistens hört die Empfänglichkeit für Erkältungen bald völlig auf. Das vollständige Weglassen der Unterleidung erscheint unerlässlich, schon weil es die Schnelligkeit des Auskleidens bedeutend erhöht. Das Weglassen der Hosenträger hängt natürlich von der Art der Figur ab. Das Auslassen der Weste dürfte leicht sein; dafür ist eine Sonnenbadhose zu empfehlen. Da nicht jedermann hemdlos umhergehen kann, bleiben Lahmanns Rezhemden sehr zu empfehlen; sie ersetzen dem Oberkörper, wenn man daheim oder auf einsamen Wegen hemdärmelig geht, ein Luftbad völlig.

Jetzt hat überall die Regelung der Sonnenbäder gesunde Bahnen eingeschlagen, so daß sich sogar die städtischen Behörden damit abgeben. Man hat diese Einrichtungen hier und da auch mit der Gymnastik verbunden. So findet man heute Ruderapparate, Muskelstärker, Hanteln, Keulen, Speere vertreten, während eine Regelbahn auch nicht fehlt, um dem Gesellschaftssinn neue Nahrung zu geben. Es hat sich stets bewährt, wenn die Muskelthätigkeit zur Grundlage jeder Körperentwicklung gemacht worden ist.

Der Innenraum eines Luft- und Sonnenbades ist in der Regel an zwei Seiten durch Ankleidezellen, die Trinthalle, Dusch- und Massageräume, an den beiden anderen Seiten nur durch einen Zaun von der Außenwelt abgeschlossen. Nicht selten findet sich ein Schwimmbad vor, das sich überall da anbringen läßt, wo ein kristallhelles Wasser am Bade vorbeiführt. Die Reinlichkeit und damit die Gesundheit des Volkes gewinnt durch das Luftbadwesen, das zugleich ein Kampf ist gegen das falsche Schamgefühl. Die „Scheu vor dem Nackten“ muß erfolgreich beseitigt werden, weil dadurch ein mächtiger Antrieb zur Gesundung unseres Volkes gegeben ist.

Wo Licht und Sonne herrschen, hat der Arzt nichts zu tun. Diese beiden Heilmittel, die sich jedermann leicht beschaffen kann, kommen natürlich auch für die Mehrzahl unserer tränkenden Frauen in Betracht. Luft und Sonnenlicht haben bei Bleichsucht, Strophulose, Tuberkulose, Nervosität und vielen Unterleibsleiden, die auf Blutumlaufstörungen beruhen, heilkräftige Wirkung im Gefolge; für rheumatische Leiden wirken Sonnenbäder Wunder. Das Luftbad regt die Darmthätigkeit an und hebt den Appetit; auf den Gemütszustand wirkt es überraschend. Schon nach mehreren Luftbädern verschwinden Gemütsverstimnungen; mürrische, menschenfeindliche Personen werden mittheilnehmend, bisweilen übermüthig. Blutandrang nach dem Kopf bleibt aus; Krampfadern werden zusehends dünner, ein Umstand, der mit einer besseren Blutverteilung sowie mit der energischeren Zusammenziehung der Gefäßwände zusammenhängt. Drüsenanschwellungen Strophulöser werden durch längere Sonnenbestrahlung außerordentlich günstig beeinflusst und gehen vollständig zurück.

Die Luftbäder unterscheiden sich je nach dem herrschenden Wetter in laue, kühle und kalte, und ihre anregende Wirkung nimmt zu mit der Abnahme der Wärme der den Körper umgebenden Luft, ebenso mit deren Beweglichkeit. Je ruhiger die Luft ist, desto milder, je bewegter, desto kräftiger wirkt das Luftbad. Hat sich das Wärmegefühl vollständig eingestellt, dann sollte das Luftbad beendet sein. Unter dem freien Sonnenbade versteht man die Einwirkung der strahlenden Sonne auf den Körper, der nach allen Seiten hin in Pausen von 5—10 Minuten verschiedentlich zu wenden ist. Soll ein Patient einer stärkeren Schweißabsonderung ausgesetzt werden, so hülle man ihn in eine wollene Decke und lasse die Strahlen von allen Seiten auf ihn wirken. Für schwächliche Leute ist zu empfehlen, sich im Sonnenbad in ein in lauwarmem Wasser ausgewundenes Laten zu hüllen und sich so der Sonne preiszugeben; das wird stets von beruhigender Wirkung bleiben. Am Kopfschmerzen beim Sonnenbade zu vermeiden, gebrauche man eine kühlende Kompresse auf die Stirn. An das Sonnenbad schließt sich ein Halbbad von 25—30 Grad R. Auch eine mäßig kühle Dusche — nicht auf den Kopf — ist sehr beliebt.

Natürlich können vorteilhafte Erfolge nur da erzielt werden, wo keine Ubertreibungen vorkommen. Durch unrichtige Anwendung des Sonnenbades wie auch durch Pläntchen im kalten Wasser sind oft heftige Aufregungen oder starke Abspannung, andauerndes Frösteln oder Mattigkeit entstanden; statt der gesuchten Kräftigung treten Schwächegefühle ein. Es wird mehr und mehr Zeit, durch fortwährende Belehrung dahin zu wirken, daß Sonnen- und Luftbäder das beste Heilmittel für des Menschen Leib darstellen, das aber immer der individuellen Beschaffenheit angepaßt werden muß.

Die Sonnenbadkultur wird betrieben sowohl als Natursonnenbad wie auch als Kursonnenbad. Das erste ist dem Luftbade ähnlich; man bewegt sich in mäßigem Tempo im Sonnenschein und abwechselnd in kurzen Pausen im Schatten. Nach einem Natursonnenbade ist eine Wasserabkühlung nicht immer erforderlich, sie ruft, wenn sie mit naturkalttem Wasser erfolgt, dauernd reizbare Zustände hervor. Verhängnisvoll sind unter Umständen Kneipp'sche Güsse oder kalte Abgießungen.

Das Kursonnenbad nehme man nicht nach einer Mahlzeit, nicht bei senkrecht stehender Sonne, schütze stets den Kopf vor direkter Bestrahlung und bedede die Augen durch einen Schleier oder Strohhut. Praktisch sind dazu Anpflanzungen von recht sattem Grün. Als beste Lagerstätte hat sich der sonnendurchglühte Boden erwiesen. Am besten lagert man mit dem durch ein Polster oder eine Grasbank erhöhten Kopf nach Osten und läßt die Sonnenstrahlen abwechselnd auf die Körperflächen fallen, indem man sich alle fünf Minuten um eine Viertelwendung dreht. Das Sonnenbad sollte in der Regel nicht über dreiviertel Stunden ausgedehnt werden. Hierauf erfolgt Einwickelung in eine Wolldecke bei ebenfalls direkter Sonnenbestrahlung für einen Zeitraum von nur fünfzehn Minuten. Jedes Sonnenbad ruft einen Fieberzustand hervor, und die weitere Behandlung sei diesem angepaßt. Erregte Patienten dürfen nur den Unterleib der Sonne aussetzen und eine Abwaschung mit lauem Wasser folgen lassen. Auch ein Schwimmbad von höchstens drei Minuten Dauer mit kräftigen Schwimmbewegungen ist gleichfalls angebracht.

*) Dies darf aber nicht so verstanden werden, als ob Sonnenbäder für Nervöse in allen Fällen ein besonders günstiges Heilmittel wären. Die Schriftleitung.

Bezüglich des vielen Wassertrinkens bei Sonnenbädern sei gesagt: Wohl scheiden die Lymph- und Blutbahnen viel wässrige Stoffe an die Hautdrüsen aus, aber sie saugen zugleich aus den Geweben solche auf. Wollte man nun dem Körper viel Wasser zuführen, so würde man diese Aufsaugung lahm legen, die bei Hämorrhoidalknoten, Krampfadern und inneren Geschwülsten eine so große Rolle spielt.

Die Hautfärbung in ihrer verschiedenen Art bleibt ein wichtiges prognostisches Zeichen für den Arzt. Krebsstranle, Schwindlichtige, Gehirnstranle und Rückenmarksleidende bräunen sich nicht, auch wenn sie wochenlang in der Sonne liegen. Bei Zuckerscheinungen auf der Haut sind natürlich nicht eiskalte Duschen am Platze, sondern nur sehr milde Abwaschungen oder milde feuchte Einpudrungen.

Sonnenbäder haben Heilwirkung erzielt bei Migräne, Rheumatismus, Brust- und Kopfschmerzen; bei Ischias- und Bein- stranlen wird der Oberkörper mit kühlerem Wasser behandelt als die Beine; auch kommen Trockenwollpudrungen oder feuchtwarme Leinenpudrungen zur Anwendung, um das Sonnenbad zu verstärken oder zu mildern. Bei Stoffwechselstranlen, Fettleibigkeit, Zuckerskrankheit, Gicht, Bleichsucht, Nierenleiden und Wassersucht bleibt das Sonnenbad ein Universalmittel, vorausgesetzt, daß die Behandlung streng individuell, nicht nach dem üblichen Schema vorgenommen wird.

Wer soll nun eigentlich luft- und lichtbaden? Vor allem die Gesunden, um ihre Widerstandskraft und Abhärtung gegen Witterungs- und andere schädliche Einflüsse zu steigern. Wer nicht in der Lage ist, täglich ein ganzes Luftbad zu nehmen, soll jede Gelegenheit benutzen, um im Schlafzimmer bei offenem Fenster luftzubaden, und zwar möglichst ganz nackt, wobei es gut ist, den Körper mit trockenen Händen zu reiben. Eine Angst vor Erkältung lasse man nicht aufkommen, vorausgesetzt, daß keine Zugluft besteht. Aber nicht nur Erwachsene und Kinder sollen sich diese Wohltat angeeignen lassen; selbst Säuglingen dürfte das Luftbad von bedeutendem Nutzen und wohltätigem Einfluß sein. Der Grund zu einer gleichbleibend festen Gesundheit wird am sichersten in den ersten Lebensjahren gelegt. Falls wirklich sich Krantheiten einstellen, überwinden sie die so gezogenen Kinder fast immer ohne besondere Schwierigkeiten. Kranke aller Art sollen möglichst oft und lange ihren ganzen Körper der reinen atmosphärischen Luft aussetzen; sie werden erreichen, daß sie auf diesem Wege rascher und vollständiger genesen. Selbstverständlich muß ein solches Luftbad nach dem jeweiligen Zustande des Kranken sich richten. Die Zeitdauer ist sehr verschieden; anfangs, besonders bei Fieber, darf das Luftbad nur kurz sein. Bei Fieber wirkt häufiges Lüften des Bettes sehr wohltätig und erfrischend. Auch in stranken Tagen bleibt frische Luft eine wohltätige und kräftigende Arznei. Besonders muß betont werden, daß es nichts Kostlicheres gibt, als bei offenem Fenster des Nachts schlafen; selbstverständlich darf das Bett nicht bei jedem Wetter ganz in der Nähe des Fensters stehen. Nur wenn die Lungen und Haut stets frische atmosphärische Luft zu ihrer physiologischen Tätigkeit erhalten, kann man die Gesundheit sich bewahren und sich abhärten und vor Krantheiten sich schützen.

Luft- und Sonnenbäder sind keine moderne Einrichtung; berichtet doch schon Herodot, daß damals Schwächlichen empfohlen wurde, sich von der Sonne bescheimen zu lassen, um die Muskulatur dadurch günstig zu beeinflussen. Ein Hufeland und ein Rikli haben uns diese Heilmittel wieder in Erinnerung gebracht. In unserer Zeit haben wir die Pflicht, diesen bewährten Nutzen zu folgen und für uns und unsere Jugend aus diesen bewährten Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Unsere raschlebige Zeit bedarf eines Haltpunktes und eines Ausspannens, und dieses kann nur im Licht- und Sonnenbade gefunden werden. Die Wege, die uns die Natur weist, bleiben die richtigen; also folgen wir ihr!

Ein aufgeklärtes Geheimnis.

Die Verhandlungen der Berliner Konferenz von 1878 bei Beendigung des Russisch-Türkischen Krieges fanden selbstverständlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt und wurden während der Dauer der Konferenz streng geheim gehalten. Keinem Vertreter der Presse war der Zutritt gestattet. Daher erregte es das größte Aufsehen, daß die „Times“ täglich mit der größten Regelmäßigkeit ausführliche und offenbar zuverlässige Be-

richte über diese Verhandlungen zu bringen imstande war. Kein Mensch konnte es sich erklären, auf welche Weise das Blatt zu seinen Nachrichten darüber gelangte. Daß von irgendwelcher Seite dabei Verrat geübt würde, war sonnenklar; soviel man aber nachforschte und beobachtete, der Schuldige wurde nicht entdeckt.

Nun wurde von englischen Zeitungen das Dunkel aufgehellt, das diese merkwürdige Berichterstattung einschloß. Die „Times“ hatte einen besonderen Vertreter nach Berlin geschickt, der zu seiner Verzweiflung auf reellem Wege genau so wenig über den Gang der Unterhandlungen erfahren konnte, wie seine Kollegen, woher sie immer gekommen sein mochten. Durch Aufgebot von viel Scharfsinn, sowie durch Anwendung des goldenen Schlüssels, von dem man sagt, daß er alle Türen schließt, gelang es dem Engländer, sich mit einem der Stenographen bekanntzumachen, die zur Niederschrift der Debatten angestellt worden waren. Dieser Mann ließ sich überreden, gegen eine sehr namhafte

Summe dem „Times“-Korrespondenten tagtäglich die Notizen zu liefern, die dieser im Interesse seines Blattes haben mußte.

Um nun keinerlei Verdacht zu erwecken, verabredeten die beiden Verbündeten ein sinnreiches Manöver, ihre Beziehungen zu pflegen, ohne daß dritte Personen etwas gewahrten. Jeden Abend nach Schluß der Konferenzsitzung begab sich der Stenograph in eine sehr besuchte Restauration, die ausschließlich von der besseren bürgerlichen Gesellschaft besucht wurde. Zur selben Zeit, kurz vor oder kurz nach ihm, stellte sich auch der Berichterstatter der „Times“ ein. Keiner von beiden verriet durch Blick oder Miene, daß er den andern kenne; ohne sich nach irgend jemandem umzusehen, setzte sich jeder auf einen eben leeren Platz, bestellte sich eine Mahlzeit und ein Glas Bier, griff nach einer Zeitung, aß und las ganz für sich allein und entfernte sich nachher ebenso ohne Begleitung, wie er gekommen war.

Wohl aber hatte der eine wie der andere scharf acht gegeben, ob er bei seinem Eintritt den Hut des andern schon an irgendeinem Haken hängen sehe. War das der Fall, so hängte er seinen eigenen Hut auf den Nachbarhaken, wenn nicht, so benutzte der andere für seinen Hut den Haken neben dem Hut des Zuerstgekommenen. Wer dann zuerst das Lokal verließ, setzte nicht seinen Hut auf, sondern den des andern, ein Experiment, das keinem Menschen in die Augen fiel. Dies Verwechseln der Hüte aber war das Mittel der Verständigung zwischen den beiden. Denn der Stenograph steckte jedesmal unter das Futter seines Hutes den Bericht, den er für seinen Auftraggeber verfaßt hatte, und der Berichterstatter hatte nichts weiter zu tun, als das Papier herauszunehmen, nach dem nächsten Telegraphenamt zu tragen und den Inhalt an seine Zeitung hinüber zu depeeschieren.

Diese List hielt für die ganze Dauer der Verhandlungen vor und wurde auch vom gewiegtesten Detektiv nicht entdeckt. Erst jetzt, da der Stenograph längst nicht mehr unter den Lebenden weilt und auch der Berichterstatter vor kurzem verstorben ist, wurde sie bekannt gemacht.

C. D.

Eine romantische Geschichte.

Ein treues Menschenpärchen liebte sich seit einigen Jahren hoffnungslos, denn zum Heiraten gehört außer der Liebe noch ein anderes Etwas, nämlich Geld.

Und dieses unentbehrliche Etwas besaß das Liebespärchen in gar zu bescheidenem Maße; sie war Köchin in der Stadt Breslau und er war Größtknecht in einem nahen Dorfe.

Eines Morgens ging die Köchin in Verußgeschäften auf den Fischmarkt und bemerkte daselbst einen Mann in ärmlichem Anzuge und schloß sogleich, daß dieser Mann an Magenleere leide.

Mitleidig überreicht sie ihm einen Silbergroschen mit der freundlichen Beifugung, sich dafür Brot zu kaufen. Er nahm das Geld und tat wie ihm geraten war. Zugleich erkundigte er sich nach Namen, Stand und Wohnung der gütigen Geberin.

Am folgenden Tag wurde diese zu einem ihr völlig unbekannten Herrn gerufen, in welchem sie zu ihrem größten Erstaunen jenen scheinbaren Bettler wieder erkannte. Er war aber durchaus kein Bettler, sondern ein reicher Sonderling, dem es einmal Spaß machte, in einem durchaus unstandesgemäßen Aufzuge einherzugehen. Die Frage, ob sie einen Schatz habe, wird bejaht, eine zweite, warum sie ihn nicht heirate, wird mit Darlegung jenes schweren Ehehindernisses beantwortet, kurz und gut: der Sonderling ermöglicht die Hochzeit durch ein Geschenk von 600 Talern. I.



Wo bleibt der Fuhrmann?

Sinnspruch.



Warum ist jener so müd und verdrossen?
Er hat zu frühlich die Jugend genossen!
Er schlürfte das Leben im vollen Zug,
Und kam bis zur bitteren Dese im Krug.

Cito Bromber.

Unsere Bilder

Der große Konzert- und Bühnensaal im Kurhausneubau in Baden-Baden. Inmitten des Weltkriegs wurde in Baden-Baden das großzügige Werk des Kurhausneubaus, dessen Schöpfer Vaurat Professor Stürzenacker-Karlsruhe ist, durch die Einweihung des großen Konzert- und Bühnensaales gekrönt. Der Neubaufügel enthält eine Reihe vornehmer und stilvoller Gesellschafts- und Wirtschaftsräume, darunter den neuen Konzert- und Bühnensaal, dessen gewölbte Decke zur Dämpfung des Schalles mit Kork überkleidet ist, und der in den großen und kleinen Bühnensaal zerfällt; beide Räume sind durch eine hydraulisch versenkbare Wand verbunden und können zu einem Saal umgestaltet werden. Der ganze Saal überflutet durch den Wohlklang der Farben; die stilvolle Behandlung der Aus schmückung und die vornehme Ruhe in der Gesamtwirkung bildet eine neue Zierde des herrlichen Schwarzwaldkurortes.

Wirtl. Geheimrat Prof. Dr. Emil v. Behring, der Entdecker des Diphtheriehefserums und Tetanusserums, trat aus Gesundheitsrücksichten von seinem Lehramt zurück. Der hochverdiente Gelehrte, der zu den größten Wohltätern der Menschheit zählt, war seit 1895 als Direktor des Instituts für Hygiene und experimentelle Therapie an der Universität Marburg tätig und erhielt neben verschiedenen hohen Auszeichnungen 1901 auch den Nobelpreis.

Staatssekretär des Innern Dr. Clemens Delbrück, dem während der Dauer des Kriegs die Lebensmittelförderung des deutschen Volkes oblag, trat wegen seines Gesundheitszustandes von seinem verantwortungsvollen Posten zurück. Er wurde 1856 in Halle geboren und war schon mit 29 Jahren Landrat. — 1895 wurde er Oberbürgermeister von Danzig, 1902 Oberpräsident von Westpreußen, 1905 preussischer Handelsminister und im Juli 1909 Staatssekretär des Innern und Stellvertreter des Reichskanzlers. Die Lasten, die ihm der Weltkrieg aufbürdete, stellten an die erschütterte Gesundheit des tatkräftigen und politisch verdienstreichen Ministers zu hohe Anforderungen, denen er auf die Dauer nicht gewachsen war.



Barter Wirt.

Stoffelbauer: „Na, Müllerin, kann denn bei Enkelkind scho' red'n?"
Müllerin: „Doo will i moano, 's to scho' dank schon sagen, wenn ma ihm was ins Spardbüchel neisset!"

Allerlei

Ein Schlauberger. Museumsbesucher: „Ich würde mich gern für Ihre Führung erkennen lassen, aber hier steht: Die Annahme von Trinkgeldern ist den Angestellten nicht gestattet!“ — Aufseher: „Ja, auf mich hat das aber kein Bezug — ich trinke nämlich gar nicht.“

Geistesgegenwart. Im Siebenjährigen Kriege ritt der preussische General v. Wunsch auf dem Marsche nach Dresden mit dreißig Husaren voraus und stieß auf eine große feindliche Überzahl. Da rief er: „Grenadiere marsch! Dragoner marsch! Schwere! Husaren vorwärts marsch!“ Sowohl seine Stimme, als seine Kommandos waren gleich unerfreulich für den feindlichen Haufen. Man ergriff die Flucht und Wunsch machte mit seinen Husaren siebzig Gefangene.

Ein unbewußter Kapitalist. Auf eigentümliche Weise sah sich ein gänzlich mittelloser Greis in Neuport vor kurzem auf einmal zum Range eines Kapitalisten erhoben. Eine dortige Sparkasse hatte seit genau 50 Jahren eine Einlage von 200 Dollars (= 800 Mark) verwaltet und, da nie ein Pfennig davon erhoben worden war, immer Zins und Zinseszins hinzugeschlagen. In den ganzen 50 Jahren hatte sich niemand um diese Spareinlage gekümmert. Da forderte die Verwaltung der Kasse durch mehrere Neuportler Zeitungen den Eigentümer des Guthabens, einen gewissen Amos Williams, oder seine Erben auf, sich bei ihr zu melden. — Daraufhin stellte sich ein gebeugter Weißbart von 75 Jahren vor und gab an, er heiße Amos Williams, könne sich aber nicht besinnen, daß er jemals bei der betreffenden Sparkasse eine Einzahlung gemacht habe. Allerdings sei ihm, als er ein junger Mensch von 25 Jahren war, einmal etwas Wertwürdiges begegnet, das möglicherweise mit der Angelegenheit in Beziehung stehen dürfte. Er habe damals eine sehr gute und einträgliche Stellung bekleidet und sei eines Tages, nachdem er sein Monatsgehalt eingezogen hatte, auf eine Bierreise gegangen. Als er am andern Morgen seinen Kausch ausgeschlafen hatte, sei er zu seiner äußersten Bestürzung gewahrt geworden, daß ihm sein ganzes Geld, 200 Dollars, fehle. Wo er es gelassen, habe er nie herausbekommen. Er habe einen Teil davon auf irgendeine Sparkasse bringen wollen, ob er das etwa in angetrunkenem Zustande ausgeführt habe, das wisse er nicht. — Der Fall war ja nun

schwer zu entscheiden. Die Herren von der Verwaltung forderten den alten Amos Williams auf, seinen Namen hinzuschreiben. Und siehe da! Kaum verglichen sie diese Schrift mit der Unterschrift des Einzahlers, als sie einstimmig ausriefen: „Es ist ein und dieselbe Handschrift!“ Natürlich präsentierten sich die des Greises ungleich und zittrig; aber auch die des Einzahlenden war ungleich und zittrig, was sehr wohl durch seinen betrauten Zustand zu erklären war. Im übrigen hatte seine Schrift durch die langen 50 Jahre hindurch all ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten bewahrt. So fand sich der beglückte Mann auf ganz unerwartete Weise im Besitz einer für seine jetzigen Verhältnisse nicht unbedeutenden Summe. C. D.

Gemeinnütziges

Wasserflaschen zeigen besonders im Sommer leicht einen grünen Anflug; er wird vermieden, wenn die Flaschen täglich vor dem Füllen mit kleinen, roh zerschnittenen, ungehälften Kartoffelwürfeln ausgespült werden.

Die Baumwanze ist nicht als Obstbaumschädling zu betrachten. Sie tötet gar manche Raupe durch Anstechen und Ausaugen, so daß wir die Wanze möglichst schonen sollten. Sie hat vier bräunliche Hautflügel, ist oberhalb schmutzig braun und unterhalb hell und punktiert. Bei Berührung gibt sie einen sehr widerlichen Geruch von sich.

Tomatengenuß ist bei Hautausschlägen, Flechten und Fikeln zu empfehlen. Die Bedeutung der Tomate wird noch vielfach unterschätzt. Man verwende die Frucht, die einen angenehmen säuerlichen Geschmack hat, zu Suppen, bereite auch Gemüse, Salate, Suppen daraus und benutze sie als Zutat zu vielerlei Speisen.

Honiggeläser dürfen wir niemals mit gewöhnlichem Papier überbinden. Durch dieses schlägt sich sehr leicht die Feuchtigkeit, der Honig nimmt gleich die Rasse auf, säuert an und verdirbt rasch. Man nimmt deswegen zum luftdichten Überbinden der Gläser Pergamentpapier. — Honiggeläser mit Schraubendeckel schließen sich in der Regel nicht vollkommen. Da nehmen wir auch noch eine Pergament- oder Korkeinlage, um allen Eventualitäten vorzubeugen. Das sicherste aber ist immer, jeden Honig nur in vollständig trockenen Gefäßen zu hinterstellen.

Als kühlendes Waschmittel ist in der heißen Jahreszeit eine Mischung von Wasser und etwas Essig zu empfehlen. Es genügt, einen Waschkübel voll Wasser einen Eßlöffel voll Essig zuzusetzen. Seife darf aber mit Essigwasser nicht in Berührung kommen, da sie unter Öl säureabscheidung durch Essigsäure zerfällt und eine schmierige Beschaffenheit annimmt.

Logograph.

Wit a und e braucht's der Artist.
Wit e und a am Tisch es ist.
Fritz Guggenberger.

Städtenamen-Rätsel.

R	*	*	*	E
D	*	*	*	A
P	*	*	*	S
R	*	*	*	M
S	*	*	*	E
M	*	*	*	N

Die Felder sind durch wählende Buchstaben derart auszufüllen, daß in den wagrechten Reihen folgende Städtenamen entstehen:
1) Stadt in Rußland. 2) Stadt in Griechenland. 3) Stadt in Frankreich. 4) Stadt in Polen. 5) Stadt im deutschen Reich. 6) Stadt in Tirol. — Nach richtiger Lösung nennt die durch Sternchen markierte senkrechte Reihe einen aus den berühmten Kämpfen bekannten Jahr auf dem Ballan.

W. Spangenberg.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silberrätsels: Dolman, Araber, Roller, Agatha, Noah, Eßlingen, Reinetto, Kobalt, Elmer, Marglich, Nello, Israel, Chemie, Dugong, Eisen. — „Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn.“ — Des Rätsels: Am Eise, Ameise.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart